

Doris Bischof-Köhler

Von Natur aus anders

Die Psychologie
der Geschlechtsunterschiede

5., erweiterte und
überarbeitete Auflage

Kohlhammer

Kohlhammer

Die Autorin

Doris Bischof-Köhler ist 1936 in Bad Dürkheim an der Weinstraße geboren. Nach dem Abitur 1955 studierte sie Psychologie an den Universitäten Tübingen und München und erhielt 1960 ihr Diplom. Seit 1960 ist sie mit Norbert Bischof verheiratet. Der Ehe entstammen drei Töchter.

Nach ihrer Mutterzeit arbeitete sie in verschiedenen Forschungseinrichtungen, unter anderem am Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie in Seewiesen und in der Stiftung für Humanwissenschaftliche Grundlagenforschung in Zürich. Von 1983 bis 1986 ließ sie sich am Institut für Ehe und Familie in Zürich zur systemischen Ehe- und Familientherapeutin ausbilden. Von 1983 bis 1997 war sie als Lehrbeauftragte für den gesamten Bereich der Entwicklungspsychologie am Psychologischen Institut der Universität Zürich verantwortlich. In dieser Zeit gelang ihr der experimentelle Nachweis der engen strukturellen Beziehung zwischen dem Selbsterkennen im Spiegel und dem Einsetzen der Empathie um den 18. Lebensmonat. Über dieses Thema promovierte sie bei Gisela Trommsdorff in Konstanz; ihre Forschung erhielt von der dortigen Universität die Auszeichnung als beste Dissertation des Jahres 1988. In der Folgezeit war sie an verschiedenen Hochschulen als Dozentin tätig. Im Jahr 2005 wurde sie an der Universität München habilitiert und zur apl. Professorin für Psychologie ernannt.

Die Forschungsinteressen des Ehepaars Bischof sind evolutionspsychologisch geprägt und überlappen sich weitgehend, was von der Deutschen Gesellschaft für Psychologie durch die gemeinsame Verleihung des Deutschen Psychologiepreises 2003 gewürdigt wurde. Sie haben jedoch separate Schwerpunkte, wobei Doris Bischof-Köhler sich außer auf die Geschlechterpsychologie auf die Themen Empathie, Selbsterkennen, Theory of Mind und Zeitverständnis sowie die Zusammenhänge zwischen kognitiver und motivationaler Entwicklung im Vorschulalter konzentriert.

Im Jahr 2011 war sie nach einer Operation am offenen Herzen gezwungen, ihre forschende Aktivität zu beenden und sich auf theoretische Arbeit zu beschränken. Diese Erfahrung hat in ihrer wissenschaftlichen Arbeit auch positive Spuren hinterlassen – umschweiflose Konzentration auf das Wesentliche und ein vertieftes Misstrauen gegen »große Erzählungen«.

Doris Bischof-Köhler

Von Natur aus anders

Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede

5., erweiterte und überarbeitete Auflage

Verlag W. Kohlhammer

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Pharmakologische Daten, d. h. u. a. Angaben von Medikamenten, ihren Dosierungen und Applikationen, verändern sich fortlaufend durch klinische Erfahrung, pharmakologische Forschung und Änderung von Produktionsverfahren. Verlag und Autoren haben große Sorgfalt darauf gelegt, dass alle in diesem Buch gemachten Angaben dem derzeitigen Wissensstand entsprechen. Da jedoch die Medizin als Wissenschaft ständig im Fluss ist, da menschliche Irrtümer und Druckfehler nie völlig auszuschließen sind, können Verlag und Autoren hierfür jedoch keine Gewähr und Haftung übernehmen. Jeder Benutzer ist daher dringend angehalten, die gemachten Angaben, insbesondere in Hinsicht auf Arzneimittelnamen, enthaltene Wirkstoffe, spezifische Anwendungsbereiche und Dosierungen anhand des Medikamentenbeipackzettels und der entsprechenden Fachinformationen zu überprüfen und in eigener Verantwortung im Bereich der Patientenversorgung zu handeln. Aufgrund der Auswahl häufig angewendeter Arzneimittel besteht kein Anspruch auf Vollständigkeit.

Die Wiedergabe von Warenbezeichnungen, Handelsnamen und sonstigen Kennzeichen in diesem Buch berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese von jedermann frei benutzt werden dürfen. Vielmehr kann es sich auch dann um eingetragene Warenzeichen oder sonstige geschützte Kennzeichen handeln, wenn sie nicht eigens als solche gekennzeichnet sind.

Es konnten nicht alle Rechtsinhaber von Abbildungen ermittelt werden. Sollte dem Verlag gegenüber der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar nachträglich gezahlt.

Dieses Werk enthält Hinweise/Links zu externen Websites Dritter, auf deren Inhalt der Verlag keinen Einfluss hat und die der Haftung der jeweiligen Seitenanbieter oder -betreiber unterliegen. Zum Zeitpunkt der Verlinkung wurden die externen Websites auf mögliche Rechtsverstöße überprüft und dabei keine Rechtsverletzung festgestellt. Ohne konkrete Hinweise auf eine solche Rechtsverletzung ist eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten nicht zumutbar. Sollten jedoch Rechtsverletzungen bekannt werden, werden die betroffenen externen Links soweit möglich unverzüglich entfernt.

5., erweiterte und überarbeitete Auflage 2022

Alle Rechte vorbehalten

2002/2022 © W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Print:

ISBN 978-3-17-037881-0

E-Book-Formate:

pdf: ISBN 978-3-17-037882-7

epub: ISBN 978-3-17-037883-4

Für

Karoline
Annette
Franziska

und ihren Vater

Inhalt

Vorwort zur fünften Auflage	15
-----------------------------------	----

Vorwort zur ersten Auflage	17
----------------------------------	----

Einleitung

1 Die Macht der Stereotypen	23
1.1 »Baby Sexing«	23
1.2 Stereotype	25
1.3 Androgynie	26
1.4 Die Studie von Maccoby und Jacklin	28
1.5 Feinschlägige Nuancen	30
1.6 Methodische Probleme	31
1.7 Ein Perspektivenwechsel	32
2 Der Wunsch nach Veränderung	36
2.1 Sozialisierte Geschlechtsunterschiede	36
2.2 Kinderläden	37
2.3 Geschlechtsneutrale Erziehung	40
2.4 Tausendjährige Sozialisation?	41
2.5 Geschlecht als Morphologie	42
2.6 Geschlecht als Inszenierung	43
2.7 Toxische Maskulinität	45
2.8 Gender Mainstreaming	47
2.9 Gender Studies	48
2.10 »Sokal Squared«	50
2.11 Repressive Korrektheit	51
3 Die missverstandene Biologie	54
3.1 Angst der Regie vor dem Autor	54
3.2 »Veranlagte Verhaltensweisen sind nicht veränderbar«	56
3.3 »Geringe Anlageunterschiede sind unbedeutend«	57
3.4 »Gleichbehandlung reduziert Geschlechtsunterschiede«	59
3.5 »Natur und Freiheit sind Gegensätze«	60
3.6 »Die Biologie bestimmt die Moral«	63
3.7 »Die Biologie legitimiert die Abwertung der Frau«	64

Teil I Theorien und ihre Evidenz

4	Freud und die Folgen	67
4.1	Ödipus- und Kastrationskomplex	67
4.2	Elektrakomplex und Gebärneid	68
4.3	Kritische Anmerkungen	70
4.4	Bindung ist nicht gleich Sexualität	71
4.5	Feministische Alternativen	72
5	Dressur und Nachahmung	74
5.1	Theorie der geschlechtstypischen Verstärkung	74
5.2	Erziehungspraxis der Eltern	75
5.3	Erziehungspraxis im Kindergarten	77
5.4	Erziehung durch Gleichaltrige	79
5.5	Zwischenbilanz	80
5.6	Annahmen über die »Natur« der Geschlechter	81
5.7	Bezugssysteme	83
5.8	Baby-X-Studien	84
5.9	Die Rolle der Nachahmung	86
5.10	Kriterien für die Modellwahl	87
5.11	Befunde zur Nachahmung von geschlechtstypischem Verhalten	89
6	Kohlbergs Alternative	92
6.1	Invariante Stufen der Entwicklung	92
6.2	Zum Begriff »Identität«	94
6.3	Zuordnung des Geschlechts	95
6.4	Geschlechtspermanenz	97
6.5	Geschlechtskonsistenz	98
6.6	Wirklichkeit und Schein	100
6.7	Invarianz	101
6.8	Entwicklungsfolge	102
6.9	Geschlechtskonstanz und geschlechtstypisches Verhalten	104
7	Stereotype und Geschlechtsrollenverhalten	106
7.1	Die ersten Geschlechtsstereotypen	106
7.2	Abwertung und Aufwertung	108
7.3	Stereotype sind hartnäckig	110
7.4	Die Geschlechtsschema-Theorie	112
8	Präferenzen	114
8.1	Was und womit Kinder am liebsten spielen	114
8.2	Angebot von Spielsachen	116
8.3	Spielsachen im Kulturvergleich	117
8.4	Gegenstereotype	118
8.5	Welcher Elternteil wird bevorzugt?	120

8.6	Väterlicher und mütterlicher Spielstil	121
8.7	Mädchen und Jungen wollen nichts voneinander wissen	123
8.8	Kompatibilität der Verhaltensstile	124
8.9	Kompatibilität der Bewegungsweisen	125
8.10	Konfliktlösungsstrategien	126
8.11	Kohlbergs Theorie überprüft	127
9	Systemorientierte Erziehungshaltung	130
9.1	Kinder provozieren Verhalten	130
9.2	Unausgeglichenheit und emotionale Stabilität	131
9.3	Interesse an Menschen oder Sachen	132
9.4	Reaktion der Erwachsenen	134
9.5	Interaktion von Disposition und Sozialisation	135
9.6	Fazit	137

Teil II Biologische Begründungen und ihre Evidenz

10	Die Evolution der Geschlechtsunterschiede	141
10.1	Was heißt »biologisch«?	141
10.2	Ultimate und proximate Ursachen	143
10.3	Warum zwei Eltern?	144
10.4	Warum zwei Geschlechter?	146
10.5	Parentale Investition	147
10.6	Qualitative und quantitative Fortpflanzungsstrategie	148
10.7	Fisher's rule	150
10.8	Geschlechtstypische Konsequenzen	151
11	Männliche Strategien	154
11.1	Konkurrenz unter Männchen	154
11.2	Ritualisierung	156
11.3	Fremd und vertraut	157
11.4	Risikobereitschaft	158
11.5	Misserfolgstoleranz	159
11.6	Männliche Fürsorgebereitschaft	160
11.7	Werbungsstrategien	162
11.8	Männliche sexuelle Gewalt	163
12	Weibliche Strategien	165
12.1	Thesen zur weiblichen Ausstattung	165
12.2	Weibliche Aggressivität	166
12.3	Weibliche Rangordnung	167
12.4	Weibliche Abwanderung	168
12.5	Weibliche Promiskuität	169
12.6	Weibchen verführen Weibchen	170
12.7	Ranghöhe und Reproduktionserfolg bei Weibchen	171

12.8	Treue-analoges Verhalten	173
12.9	Eifersucht	174
13	Geschlechtstypische Verhaltensdispositionen beim Menschen ...	177
13.1	Schluss vom Tier auf den Menschen?	177
13.2	Scheinbar widersprüchliche Befunde	178
13.3	Menschliches Verhalten unter ultimativer Perspektive	179
13.4	Phylogenetische Kontinuität	181
13.5	Eheformen beim Menschen	182
13.6	Kriterien für die Partnerwahl	184
13.7	Weibliche Präferenzen	186
14	Menschliche Phylogenese	189
14.1	Mutmaßungen über die Anthropogenese	189
14.2	Sammlerinnen	191
14.3	Mütterliche Fürsorglichkeit	192
14.4	Jäger und Krieger	194
14.5	Vorgabe für Geschlechtsrollen	195
15	Geschlechtsrollen im Kulturvergleich	197
15.1	Die Universalität und ihre Ausnahmen	197
15.2	Vergleich von Geschlechtsrollen	198
15.3	Margaret Mead und der Kulturrelativismus	200
15.4	Kritik und Revision	202
15.5	Das Grundgeschlecht des Menschen	204
15.6	Das Matriarchat	206
15.7	»Herrschaft« oder »Anfang«?	207
15.8	Matrilinearität	209
15.9	»Geschlechtsegalitäre« Kulturen	210
16	Frauen im Kibbuz	214
16.1	Die Frauen vom Joch der Kinderaufzucht befreien	214
16.2	Frauen revoltieren	215
16.3	»Präkulturelle Determinanten«	217
16.4	Nicht sexistische Erziehung im Kinderhaus	219
17	Die Entstehung von Mann und Frau	222
17.1	Von der Phylogenese zur Ontogenese	222
17.2	Drei Umweltwirkungen	223
17.3	Genetisches Geschlecht	226
17.4	Gonadales Geschlecht	227
17.5	Äußeres morphologisches Geschlecht und Hormonsteuerung	229
17.6	Geschlechtsspezifische Organisation von Verhaltensdispositionen	233
17.7	Pränatale Hormonwirkung bei normaler Fötalentwicklung ..	234
17.8	Postnatale Hormonwirkungen	236

17.9	Pubertät	237
17.10	Primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale.....	239
17.11	Geschlechtsdimorphismus	240
18	Varianten geschlechtlicher und sexueller Entwicklung	242
18.1	Prototypen und Varianten	242
18.2	Weiblicher Pseudohermaphroditismus.....	244
18.3	Androgene versus Sozialisation	246
18.4	Kompensatorische Aktivierung?	247
18.5	Konfliktbewältigung bei fötaler Androgenisierung	248
18.6	Spielzeugpräferenz und pränatale Hormone.....	249
18.7	Männlicher Pseudohermaphroditismus	251
18.8	Soziale Konstruktion der Geschlechtsidentität?	252
18.9	Das Zuweisungsgeschlecht.....	253
18.10	Ein drittes Geschlecht?	255
18.11	Genetische Anomalien	257
18.12	Männlich, weiblich, divers	258
18.13	Unglücklich mit dem eigenen Geschlecht	259
18.14	Neue Wege im Umgang mit Geschlechtsdysphorie bei Kindern	260
18.15	Ursachen für Geschlechtsdysphorie	262
18.16	Sexuelles Interesse am gleichen Geschlecht	264
18.17	Das Fremde wird erotisch faszinierend	264
18.18	Erziehung oder pränatale Hormone?	265
18.19	Ein Gen für Homosexualität?	268
18.20	Weibliche Homosexualität	269

Teil III Interaktion biologischer und soziokultureller Faktoren

19	Männer und Frauen denken anders	273
19.1	Intelligenztests	273
19.2	Was sind visuell-räumliche Fähigkeiten?	274
19.3	Die Vielfalt verbaler Fähigkeiten	278
19.4	Wie lassen sich die Vorteile in den kognitiven Bereichen erklären?	279
19.5	Lateralisierung und Androgene.....	280
19.6	Wozu sind Geschlechtsunterschiede in den räumlichen und verbalen Leistungen gut?	282
19.7	Wieweit sind die räumlichen und verbalen Unterschiede sozialisiert?	283
20	Mathematik, eine Domäne der Männer?	286
20.1	Ein aufschlussreiches Experiment	286
20.2	Ursachen.....	289
20.3	Bedrohung durch Stereotype	291

20.4	Mathematik und die Gesellschaft	292
20.5	Linkshändig, kurzsichtig und allergisch	293
20.6	Was ist mathematisches Denken?	293
20.7	Zwei komplementäre Denkstile	296
20.8	Funktionale Denker und prädikative Denkerinnen	297
20.9	Die Lust, Probleme zu lösen	299
21	Versuche zur Angleichung	301
21.1	Missverhältnis bei der Fächerwahl	301
21.2	Polarisierung	303
21.3	Das Experiment Koedukation	305
21.4	Verschärfung der Geschlechtsrollendifferenz	308
22	Selbstvertrauen	311
22.1	Überschätzung und Unterschätzung	311
22.2	Furcht vor Erfolg	314
22.3	Die Erklärung von Erfolg und Misserfolg	315
22.4	Lob und Tadel in der Familie	318
22.5	Alternative Erklärung	320
22.6	Lob und Tadel in der Schule	321
23	Geborgenheit und Neugier	324
23.1	Vertrautheit und Sicherheit	324
23.2	Unbekanntheit und Erregung	325
23.3	Die Bedeutung von Bindung und Erkundung bei Kleinkindern	327
23.4	Sicherheits- und Erregungsmanagement bei Zweijährigen ...	329
23.5	Faszination durch unbekannte Objekte	331
23.6	Die Raumfähre	332
23.7	Risikobereitschaft	336
23.8	Auffallen um jeden Preis	338
23.9	Das Licht unter dem Scheffel	339
24	Macht und Geltung	342
24.1	Aggression	342
24.2	Geschlechtsunterschiede in der Aggression beim Menschen ..	343
24.3	Reaktive und assertive Aggression	345
24.4	Toughness-Rating	347
24.5	Aufmerksamkeitsstruktur	348
24.6	Sind Mädchen weniger an Rangauseinandersetzungen interessiert?	350
24.7	Rangverhalten bei Jungen	352
24.8	Rangverhalten bei Mädchen	354
24.9	Dominanz- und Geltungshierarchie	356
24.10	Beziehungsaggression	357

24.11	Der Krabbenkorb und die Bienenkönigin	358
24.12	Die Hintergründe weiblichen Rivalisierens	362
25	Konkurrenz zwischen den Geschlechtern	365
25.1	Das Ende der Arbeitsteilung	365
25.2	Verhalten bei Konkurrenz	366
25.3	Vorteile für die Männer	368
25.4	Ins Abseits driften	370
25.5	Durchsetzung und Selbstvertrauen	372
25.6	Die Rolle der Hormone	373
25.7	Testosteron und Erfolg	374
25.8	Testosteron bei Frauen	377
25.9	Eine mögliche Rolle der Östrogene.....	379
26	Fürsorge und Verantwortlichkeit	381
26.1	Starke und schwache Identitäten	381
26.2	Beruf und Familie	384
26.3	Freundschaften	388
26.4	Prosoziale Dominanz	390
26.5	Empathie und Gefühlsansteckung	392
26.6	Empathie und Perspektivenübernahme	393
26.7	Systematik versus Empathie	395
26.8	Zum Dienen geboren?	396
26.9	Männliche »Brutpflege«.....	397
26.10	Hausväter und berufstätige Mütter	399
26.11	Zum Dienen erzogen?	402
 Epilog		
27	Natur und Gesellschaft.....	407
27.1	Was bedeutet »genetische Fundierung«?	407
27.2	Soziokulturelle Erklärungen	408
27.3	Ultimate Verursachung	409
27.4	Proximate Verursachung.....	410
27.5	Die Frage der Interaktion.....	411
27.6	Wie soll es weitergehen?	413
Literatur		415
Sachverzeichnis		449
Personenverzeichnis		457

Vorwort zur fünften Auflage

Als der Kohlhammer-Verlag mit der Frage an mich herantrat, wie es denn mit »Von Natur aus anders« weitergehen soll und ob ich mich entschließen könnte, eine Nachauflage ins Auge zu fassen, war ich sofort geneigt, diese Arbeit auf mich zu nehmen. Die Frage der Geschlechtsunterschiede ist heute mehr denn je ein Politikum, und speziell die Vorstellungen über den Einfluss der Biologie auf unser Verhalten sind nach wie vor von einer solch stupenden Einfalt, dass man es nicht dabei belassen kann. Dann aber habe ich gezögert. Das Thema ist so aktuell, dass die Literatur – die seriöse wie auch die tendenziöse – ein Ausmaß angenommen hat, das mir allein schwer zu bewältigen schien.

Ohne kompetente Hilfe wäre das auch nicht gegangen. Sie kam in erster Linie von Norbert Zmyj. Er hatte bei mir in München studiert, an meiner entwicklungspsychologischen Forschung aktiv teilgenommen, seine Diplomarbeit bei mir geschrieben, seine Doktorarbeit in Leipzig am Max-Planck-Institut verfasst und ist inzwischen selbst Professor mit gründlicher Lehr- und Forschungserfahrung auf diesem Gebiet. Er versorgte mich mit Hintergrundinformationen, half mir beim Literaturverzeichnis, überprüfte Literaturzitate und war mir insgesamt ein wichtiger Diskussionspartner, der mit Unbestechlichkeit auch auf kritischen Anmerkungen bestand. Ihm gilt mein ganz besonderer Dank.

In Bezug auf den Inhalt des Buches habe ich mich weitgehend nach der Voraufgabe gerichtet und diese nach Möglichkeit durch neuere Studien ergänzt, wobei es sich, dem Zeitgeist folgend, oft um Meta-Analysen handelt. Dabei war festzustellen, dass es Forschungsbereiche gibt, deren Gegenstand sich in der neueren Literatur komplett gewandelt hat; so gab es, um nur ein Beispiel zu nennen, zum Thema Entwicklung der Geschlechtsidentität früher hauptsächlich Studien zu deren typischem Verlauf, während heute der Fokus in erster Linie auf ihren Varianten liegt. Ältere Studien, sofern sie mir verlässlich und aufschlussreich erschienen, habe ich nicht weggelassen, nur weil sie aus dem 20. Jahrhundert stammen. Warum sollten sie schlechter sein als neuere, zumal diese bisweilen auch nicht eine wünschenswerte methodische Differenziertheit des Vorgehens aufweisen.

Ich habe mich der Herausforderung gestellt, den Gender Studies, dem Gender Mainstreaming und der an sozial- und geisteswissenschaftlichen Fakultäten omnipräsenten Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit in dieser Überarbeitung einen breiteren Raum zuzubilligen. Wenn man sich auf diese Themen einlässt, ist es nicht zu vermeiden, dass sich irgend jemand auf die Füße getreten fühlt. Ich habe mich bemüht, in der Sache eindeutig Stellung zu beziehen und gleichzeitig niemanden zu kränken, aber Letzteres war bei diesem Thema noch nie zu vermeiden. Deshalb, sei's drum, es musste gesagt werden.

Bleibt mir, Herrn Dr. Ruprecht Poensgen sowie Frau Annika Grupp und Frau Kathrin Kastl für die gute Zusammenarbeit zu danken. Insbesondere möchte ich Frau Stefanie Reutter nennen, die sich engagiert der Endredaktion des Manuskriptes annahm. Dank gebührt auch den Mitarbeiterinnen von Norbert Zmyj, insbesondere Frau Claudia Rothermundt und Frau Helen Andrzejczak, die das Manuskript korrigierten und sich ausdauernd mit der Herstellung des Personen- und des Sachwortverzeichnisses befassten.

Bernried, im Januar 2022

Doris Bischof-Köhler

Vorwort zur ersten Auflage

Als ich Mitte der 1980er Jahre zum ersten Mal eine Vorlesung über die Entwicklung geschlechtstypischer Verhaltensunterschiede hielt, rief diese gemischte Reaktionen hervor: ein Teil der Studierenden war offenkundig fasziniert, bei anderen meldete sich heftiger Widerspruch, einzelne blieben sogar aus Protest weg. Woran lag das? Ich hatte das Geschlechterthema explizit in einen evolutionsbiologischen Bezugsrahmen gestellt und dem Auditorium zugemutet, sich mit der Möglichkeit anlagebedingter Verhaltensunterschiede auseinanderzusetzen. Das erschien einigen politisch nicht korrekt, schrieb es doch scheinbar die Diskriminierung von Frauen fort. Positive Reaktionen kamen dagegen von Studierenden, die verstanden hatten, dass es mir primär darum ging, sie an eine etwas differenziertere Sicht des Anlage-Umwelt-Verhältnisses heranzuführen und ihnen bezüglich der Biologie die Angst zu nehmen, die immer ein schlechter Ratgeber ist.

Ich habe die Vorlesung turnusmäßig bis heute immer wieder gehalten und die negativen Reaktionen haben deutlich abgenommen. Während man vor 15 Jahren bisweilen allen Mut zusammennehmen musste, um gewisse Aussagen mit Provokationspotential nicht um des lieben Friedens willen kurzerhand wegzulassen, gestaltet sich das Klima neuerdings zunehmend so, dass ich offene Türen einzurennen meine. Dass die Geschlechter von Natur aus verschieden sein könnten, wird heute mit einer gewissen Selbstverständlichkeit konzediert.

Was hat diesen Einstellungswandel wohl bewirkt? Mag sein, dass ich in den Jahren eine gewisse Routine entwickelt habe, die heiße Ware an den Mann oder die Frau zu bringen. Vielleicht spielen aber auch die Fortschritte der Genetik eine Rolle, von denen man fast täglich liest. Sie haben der Biologie eine Präsenz im öffentlichen Bewusstsein verschafft, die es nicht mehr erlaubt, sie im Stile vergangener Jahrzehnte zu verdrängen.

Möglicherweise hängt die gelasseneren Einstellung der Studierenden – und unter ihnen insbesondere der weiblichen – aber auch damit zusammen, dass Frauen ihre Situation weniger aussichtslos sehen und sich deshalb von biologischen Argumenten nicht mehr so sehr bedroht fühlen. Falls diese Annahme zutrifft, stellt sich die Frage, ob es überhaupt noch zeitgemäß ist, ein Buch wie das hier vorgelegte zu veröffentlichen. Sein Hauptanliegen geht ja dahin, eine differenzierte Diagnose der Faktoren zu liefern, die einer Diskriminierung von Frauen Vorschub leisten. Vielleicht ist das inzwischen gar nicht mehr erforderlich und die Situation hat sich bereits so weit zum Guten gewendet, dass man getrost das Weitere abwarten kann.

Analysiert man die gesellschaftliche Situation allerdings genauer, dann erscheint eine allzu große Euphorie nicht angebracht. Zwar fordern junge Frauen heute mit Selbstverständlichkeit ihr Anrecht auf eine berufliche Karriere ein und viele machen

ihren Weg. Wie sieht das aber in der Praxis aus? Ich bin Mutter dreier Töchter. Mein Mann und ich haben sie nach Kräften ermutigt, anspruchsvolle Berufe zu ergreifen, und sie sind darin inzwischen auch sehr erfolgreich. Dafür schlagen sie sich jetzt aber mit dem Problem herum, wie sie die Familie und insbesondere den Kinderwunsch mit ihrer Tätigkeit vereinbaren können. Diese persönliche Erfahrung ist, wie ich fürchte, repräsentativ. In Deutschland, und nicht nur hier, geht die Geburtenziffer dramatisch zurück. Frauen verzichten zunehmend zugunsten der Berufstätigkeit auf Kinder, und viele erleben diese Wahl keineswegs als befriedigend. Jedenfalls gehört es für die meisten meiner Studentinnen auch heute noch zum Lebensplan, Beruf und Familie zu vereinigen. Ob ihnen das gelingen wird, ist eine offene Frage. Die Karrieremuster, die ihnen unsere Gesellschaft anzubieten hat, werden so manche unter ihnen nötigen, auf das eine oder das andere zu verzichten, wenn nicht die Kinder die Zeche zahlen sollen.

Ich meine also, dass das Thema dieses Buches nicht an Aktualität eingebüßt hat. Es ging darum, alles zusammenzutragen, was man wissen sollte, wenn man eine gerechte Lösung für das Zusammenleben und die Selbstverwirklichung der Geschlechter sucht. Ob das lückenlos gelungen ist, bleibe dahingestellt, jedenfalls habe ich mich darum bemüht. Allerdings gebe ich unumwunden zu, dass mir die These, die beiden Geschlechter seien allein beim Menschen, wie sonst nirgends in der Natur, mit völlig gleichen Verhaltensdispositionen ausgestattet, von Anfang an nicht eben überzeugend schien. Ich habe mich dem Thema also in einer gewissen Erwartungshaltung genähert und kann nicht ausschließen, dass das Spuren hinterlassen hat. Allerdings kann ich guten Gewissens sagen, dass es nie meine Absicht war, irgendetwas zu »beweisen«.

Das Buch ist im Grundtenor entwicklungspsychologisch konzipiert; auf diesem Gebiet liegt mein eigener Kompetenzschwerpunkt. Man kann das Thema aber nicht ohne interdisziplinäre Brückenschläge behandeln; es waren also auch noch andere Forschungsperspektiven einzubeziehen, darunter namentlich die Evolutionsbiologie, die Anthropologie, die Primatologie, die Endokrinologie und die vergleichenden Kulturwissenschaften. Ohne regen Gedankenaustausch mit Spezialisten in den betreffenden Gebieten wäre das nicht möglich gewesen. Unter diesen sind vor allem Jane Goodall, Hans Kummer und August Anzenberger zu nennen. Ferner möchte ich mich bei meinen studentischen Mitarbeiterinnen Margot Kirkpatrick, Christa Seiler, Marianne Rahm, Laura Alagia Collenberg, Sybille Bechstein-Renner und Manuela Oesch bedanken, die durch Experimentalarbeiten und Literaturrecherchen einen Beitrag zu diesem Buch geleistet haben. Dankbar verbunden bin ich auch Lutz von Rosenstiel, der mir wiederholt die Möglichkeit gab, das Thema »Frau und Karriere« mit Managern zu diskutieren, Rudolf Cohen, der einige zentrale Thesen sehr gründlich mit mir erörtert hat, und Irmgard Bock, die die Mühe auf sich genommen hat, das fertiggestellte Manuskript zu lesen und mir ein wertvolles Feedback zu geben.

Ein besonderes Wort dankbarer Erinnerung gebührt Ferdinand Merz. Mit seinem Buch: »Geschlechterunterschiede und ihre Entwicklung« ist er mir in all den Jahren, in denen ich mich mit der Materie beschäftigte, Vorbild gewesen. Seine Weise, an die Frage heranzugehen, setzt genau die richtigen Akzente und berührt alle die Bereiche, die mir beachtenswert erscheinen. Sein leider nicht mehr aufgelegtes Werk ist heute,

mehr als 20 Jahre nach seinem Erscheinen, noch genau so gültig wie damals, und vieles, was darin Vermutung bleiben musste, ist inzwischen empirisch bestätigt worden.

Auch unsere drei Töchter Karoline, Annette und Franziska seien noch einmal genannt. Sie haben nicht nur Anschauungsmaterial für viele Probleme geliefert, die in dem Buch behandelt werden, sondern waren mir auch wichtige Diskussionspartnerinnen. Vor allem aber haben sie mich immer wieder gedrängt weiterzumachen, wenn mir im Laufe der Jahre der Atem einmal kurz wurde. Dies gilt in besonderem Maße auch für meinen Ehemann Norbert, den ich, was die Unterstützung betrifft, die er mir zuteil werden ließ, eigentlich einen Feministen nennen möchte, auch wenn er das nicht gerne hört. Wenn mir anlässlich von Vorträgen zum Thema Geschlechtsunterschiede ein eisiger Wind entgegenwehte, war er zur Stelle und stärkte mir den Rücken. Insbesondere aber hat er inhaltlich Wesentliches zu dem Buch beigetragen. Schon Mitte der sechziger Jahre hat er zu dem damals unter Verhaltensforschern noch kaum aktuellen Thema ein interdisziplinäres Symposium in der Reimers-Stiftung organisiert, mit dem unser gemeinsames Interesse an diesem Arbeitsgebiet seinen Anfang nahm. Seitdem hat sich eine gewisse Arbeitsteilung eingestellt, bei der er eher die evolutionsbiologische Perspektive eingebracht hat, während ich selbst mich vor allem als Entwicklungspsychologin verstehe. Insofern dokumentiert dieses Buch auch, dass zuweilen Forscherehen funktionieren können.

Abschließend möchte ich noch dem Kohlhammer-Verlag, insbesondere Herrn Dr. Poensgen, für die sehr angenehme Zusammenarbeit danken.

Bernried, im Mai 2001

Doris Bischof-Köhler

Einleitung

1 Die Macht der Stereotypen

1.1 »Baby Sexing«

Etliche Jahre hielt ich in regelmäßigem Turnus eine Vorlesung über die Entwicklung von Geschlechtsunterschieden, die damit zu beginnen pflegte, dass dem Auditorium eine Reihe von Videofilmen mit Kindern im Alter von eineinhalb bis zwei Jahren vorgeführt wurde. Die Studierenden sollten bei jedem Kind raten, ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelt. Dies ließ sich bei dieser Altersklasse nicht einfach an Äußerlichkeiten feststellen, denn Mütter zogen ihre kleinen Kinder längst nicht mehr geschlechtsrollenkonform an. So trifft man Jungen mit langen, wallenden Locken und goldenen Armbändchen ebenso wie Mädchen mit Kurzhaarfrisuren und in Höschen, beide sowieso noch mit Windelpaketen, die auch nicht gerade zwischen den Geschlechtern differenzieren. In Anlehnung an den angelsächsischen Sprachgebrauch, bei dem Geschlechtsbestimmung von Haustieren kurzerhand auf die dort üblich pragmatische Weise als »Sexing« bezeichnet wird, bereicherte eine Studentin, die bei der Auswahl des Videomaterials zur Hand ging, unseren Laborsjargon um den Begriff »Baby Sexing«. Die Studierenden sollten dabei ihren Eindruck zunächst spontan äußern und dann versuchen, sich Rechenschaft abzulegen, anhand welcher Merkmale sie zu ihrem Urteil kamen.

Nach etlichen Wiederholungen dieser Übung gaben einige Merkwürdigkeiten zu denken, die regelmäßig auftraten. Über die Jahre hinweg zeigte sich nämlich, dass die Beurteilungen zwar häufig danebgingen, dass die verschiedenen Gruppen aber in hohem Maße in der Wahl der Merkmale übereinstimmten, mit der sie ihre Zuordnungen begründeten, so dass man dazu übergehen konnte, eine vorbereitete Folie mit einer Liste von Eigenschaften für den Hellraumprojektor mitzubringen, die mit jeweils nur geringfügigen Modifikationen dann die Grundlage für die Diskussion abgab. Die nachfolgende Tabelle 1.1 informiert über die Einträge dieser Liste, soweit sie das Verhalten betreffen. Physiognomische Kriterien (Kopfform, Körperbau, Haltung und Bewegung, Zierlichkeit, Weichheit etc.) wurden auch genannt, sollen hier aber außer Betracht bleiben. Interessant ist auch, dass gewisse Merkmale sowohl für die Beurteilung als Junge als auch als Mädchen den Grund lieferten. So wurde z. B. einerseits der Eindruck, das Kind sei konzentriert und ausdauernd bei der Sache, als Indiz für Weiblichkeit genannt, dann aber wurde auch wieder geglaubt, Jungen an ihrer Beharrlichkeit zu erkennen.

An diesem Ergebnis ist zunächst einmal nichts besonders Bemerkenswertes. Interessanter erscheint dagegen eine Verhaltenseigentümlichkeit, die sich während der Diskussion fast schon voraussagbar einstellte. Anfänglich gaben die Studierenden

Tab. 1.1: Eigenschaften, die typischerweise Jungen und Mädchen zugeschrieben werden

Junge	Mädchen
• demonstriert Stärke	• behutsam
• Imponiergehabe	• vorsichtig
• laut	• zurückhaltend
• angeberisch	• geduldig
• »Pascha«	• sorgfältig
• dominant	• zaghaft
• aggressiv	• scheu
• selbstständig	• mutterorientiert
• bestimmt	• angewiesen auf <ul style="list-style-type: none"> – Ermutigung – Hilfe – Schutz
• zielsicher	
• initiativ	
• erfinderisch	• kommunikativ
• experimentierfreudig	• kontaktbereit
• explorativ	• spricht viel
• ablenkbar	• interaktives Spiel
• mehr am Spiel <ul style="list-style-type: none"> – und an Objekten – als an Personen – interessiert 	• expressive Mimik
	• emotional engagiert
	• zeigt Mitgefühl
	• schamhaft
	• kokett

einige ganz unbefangene Urteile ab, etwa von der Art »Es ist ein Junge, denn er ist so draufgängerisch«, oder »Es ist ein Mädchen, denn es ist mehr am Kontakt als am Spielzeug interessiert«. Das rief die ersten verlegenen Lacher hervor und der Strom der Kommentare wurde daraufhin zähflüssiger. Inhaltlich tendierte man nun dazu, sich auf Merkmale der äußeren Erscheinung wie Haarlänge etc. zu beschränken, obwohl vorher betont worden war, dass diese irrelevant seien. Irgendetwas wurde den Studenten zunehmend peinlich, sie begannen sich offensichtlich klarzumachen, auf was sie sich bei ihrer Urteilsbildung einließen, und verloren ihre Unbefangtheit.

Nun könnte das daran liegen, dass die meisten Studierenden in einer solchen Einstufung nicht geübt sind, denn eineinhalb- bis zweijährige Kinder gehören im Allgemeinen nicht zu ihrem täglichen Umgang. Es wäre also denkbar, dass sie sich

überfordert fühlten. Andererseits hing aber nichts für sie davon ab, ob sie richtig oder falsch urteilten. Die Ursachen lagen also wohl auf einem anderen Sektor. Wenn man sie direkt auf ihre Befangenheit hin ansprach, dann stellte sich regelmäßig heraus, dass sie sich zunehmend der Tatsache bewusst wurden, in ihren Äußerungen Inhalte zum Ausdruck zu bringen, die sich mit den gängigen *Geschlechtsrollenstereotypen* deckten, wie sie von Williams und Best kulturübergreifend festgestellt wurden: Männer gelten als durchsetzungsstärker, aggressiver, selbstbewusster und risikobereiter, Frauen als sensibler, fürsorglicher, vorsichtiger und nachgiebiger (Williams & Best, 1990). Es gibt auch einige Jahrzehnte später keine Hinweise darauf, dass sich an den Geschlechtsrollenstereotypen etwas Wesentliches geändert hat (Haines, Deaux & Lafaro, 2016). Auch wenn die Befragung der Studenten mit der Zeit geht und sie nun per Smartphone das Baby Sexing vornehmen, kommen im Wesentlichen die gleichen Stereotype zum Vorschein.

1.2 Stereotype

Unter Stereotypen versteht man soziale Urteile, die eigentlich zutreffender als *Vorurteile* zu kennzeichnen sind, da sie die Tendenz haben, Personen grob vereinfachend und ohne Rücksicht auf ihre Individualität zu etikettieren. Solche Überzeugungen werden von einem großen Teil der Bevölkerung geteilt; sie bestimmen die Einstellung zu eigenen und zu fremden Gruppen und eben auch die Rollenerwartungen an die Geschlechter. Da den Studierenden in diversen Vorlesungen die Botschaft vermittelt wird, eine Urteilsbildung auf der Basis von Stereotypen sei fragwürdig, ja sogar verwerflich, gerieten sie beim »Baby Sexing« offensichtlich in einen Konflikt, sobald sich zeigte, dass sie sich doch von solchen Überzeugungen leiten ließen – und dies dann gar noch öffentlich im Hörsaal. Eine Studentin brachte ihr Unbehagen einmal auf den Punkt, indem sie sich geradeheraus weigerte, überhaupt bei dieser Übung mitzumachen, mit der Begründung, ein solches Vorgehen zementiere die Diskriminierung von Frauen, man müsse doch endlich von diesen Stereotypen wegkommen und das Denken in Unterschieden überwinden.

Nun trifft es ohne Zweifel zu, dass Stereotype die Eigenschaft haben, zu übertreiben und über einen Kamm zu scheren. Tatsächlich gingen die Studierenden bei ihrer Beurteilung teilweise von recht groben Klischees aus und trafen damit dann auch tüchtig daneben. Die krassesten Fehleinschätzungen kamen dort vor, wo allein schon das bloße Auftreten eines als »typisch« männlich oder weiblich geltenden Verhaltens für die Zuordnung ausschlaggebend war, ohne dass dabei aber berücksichtigt wurde, in *welcher Art* dieses Verhalten ablief. Fußballspiel z. B. wurde wie selbstverständlich als Kennzeichen für Jungen gewertet, so als wäre es überhaupt nicht denkbar, dass auch einmal ein Mädchen Spaß daran findet.

Überhaupt wurden die Begründungen häufig so formuliert, als käme das betreffende Merkmal *ausschließlich* einem Geschlecht zu. Wurde also beispielsweise

»Kontaktfähigkeit« als Indiz für Weiblichkeit angeführt, so klang das zuweilen so, als sei das männliche Geschlecht in dieser Hinsicht schlechterdings inkompetent. Stereotype Urteile sind eben nicht nur pauschal, sondern auch ausgrenzend; wird eine Eigenschaft dem einen Geschlecht zugewiesen, so wird sie dem anderen ebenso unterschiedslos abgesprochen.

1.3 Androgynie

Auch in den ersten Versuchen, Geschlechtsunterschieden wissenschaftlich durch Fragebogenerhebungen auf die Spur zu kommen¹, war man davon ausgegangen, dass maskuline und feminine Merkmale bipolar auf einer einzigen Dimension liegen und sich daher gegenseitig ausschließen (► Abb. 1.1). Je weniger weibliche Eigenschaften eine Person aufweist, umso mehr männliche sollte sie auf sich vereinen und umgekehrt.

Diese Position wurde aber auf die Dauer unhaltbar. Es fanden sich zwar Merkmale, die ein Großteil der Frauen als typisch für sich reklamierte; die Männer fühlten sich dann aber keineswegs durch das Gegenteil dieser Eigenschaft adäquat charakterisiert, sondern besetzten mehr oder minder unbefangen die gesamte Bandbreite von »trifft auf mich genau zu« bis »trifft überhaupt nicht zu«, mit einer natürlichen Häufung im Bereich mittlerer Ausprägung. Entsprechendes galt für typisch männliche Merkmale.

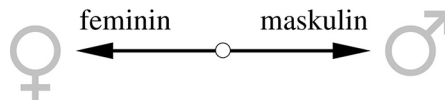


Abb. 1.1: Eindimensionale Skala

Daraus ließ sich nur der Schluss ziehen, dass Maskulinität und Femininität unabhängige Merkmalsgruppen sind, die sich nicht strikt widersprechen, sondern kombiniert werden können. Statt einer einzigen hat man demnach zwei Achsen zu unterscheiden, deren eine durch die Pole »männlich-unmännlich«, die andere durch »weiblich-unweiblich« zu charakterisieren sind. Ursprünglich wurde angenommen, dass diese Achsen völlig unabhängig voneinander sind, was dann graphisch durch ihre orthogonale Anordnung auszudrücken wäre. Inzwischen hat sich gezeigt, dass zwar keine Identität, aber wohl doch eine gewisse Verwandtschaft zwischen weiblich und unmännlich einerseits, männlich und unweiblich andererseits besteht, so dass die Achsen heute meist in obliquen Anordnung dargestellt werden (► Abb. 1.2; Reinisch et al., 1991).

1 Beispielsweise im Terman-Miles-Test of Masculinity and Femininity, 1936

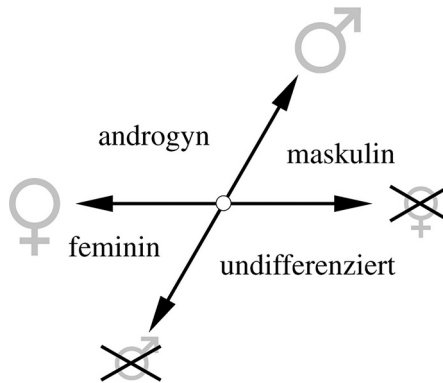


Abb. 1.2: Zweidimensionale Skala

Auch in diesem Falle hat man statt einer bipolaren eine Vier-Felder-Anordnung. Personen rangieren nur noch dann als »feminin«, wenn sie viele feminine Merkmale und zugleich niedrige Werte in Maskulinität aufweisen. Entsprechendes gilt spiegelbildlich für die Zuweisung zur Gruppe »maskulin«. Zusätzlich gibt es nun noch Personen, die sich in Bezug auf sowohl Maskulinität als auch Femininität unternormal einschätzen. Diese werden meist, nicht sehr treffend, als »undifferenziert« bezeichnet; niemand interessiert sich sonderlich für sie. Das Gegenteil gilt für die letzte Gruppe, die laut Selbstbeurteilung sowohl typisch männliche als auch typisch weibliche Merkmale in sich vereint. Diese wird nach einem Vorschlag von Sandra Bem als »androgyn« bezeichnet (Bem, 1974) und in sie wurde anfangs die Hoffnung gelegt, zukünftig als Standard psychischer Gesundheit zu gelten. Um nicht neue Geschlechterrollen zu entwerfen, ging Bem bald einen Schritt weiter und postulierte, das Ideal der Androgynie sei nicht auf einzelne Individuen, sondern auf die ganze Gesellschaft anzuwenden (Bem, 1981). Nur so könne sie vom Diktat der Geschlechterrollen befreit werden.

Bem arbeitete mit einem Geschlechtsrolleninventar, das jeweils 20 eher männliche, eher weibliche und eher geschlechtsneutrale Merkmale enthielt (► Tab. 1.2). Die Probanden hatten sich selbst auf einer siebenstufigen Skala einzuschätzen, die von »nicht oder nahezu nie zutreffend« bis zu »immer oder fast immer zutreffend« reichte.

Tab. 1.2: Beispiele aus dem Geschlechtsrolleninventar von Bem

eher zu Männern passend	zu beiden Geschlechtern passend	eher zu Frauen passend
aggressiv	launisch	liebvoll
kompetitiv	freundlich	leidenschaftlich
dominant	theatralisch	warm
ehrgeizig	verlässlich	verständnisvoll
kraftvoll	ernsthaft	sanft
unabhängig		nachgiebig
risikobereit		scheu

Spence (Spence et al., 1974) konzipierte ungefähr um die gleiche Zeit ebenfalls einen ähnlichen Fragebogen zur Messung geschlechtsspezifischer Merkmale. Sie unterschied nur zwei Skalen, die sie mit den Symbolen F und M belegte. Zusätzlich versuchte sie die beiden Klassen auch noch inhaltlich zu identifizieren, und zwar die maskuline Skala durch das Stichwort »Instrumentalität«, die feminine durch »Expressivität«. Diese Charakterisierung entspricht aber wohl mehr dem Bedürfnis, eine einigermaßen politisch korrekte, d. h. wertfreie, Etikettierung zu finden, als dass sie wirklich als inhaltlich adäquat überzeugt.

Tab. 1.3: Beispiele aus dem Geschlechtsrolleninventar von Spence

M-Skala (Instrumentalität)	F-Skala (Expressivität)
aktiv	einführend
Druck standhaltend	auf andere eingehend
konkurrierend	freundlich
entscheidungsfähig	gefühlbetont
nicht leicht aufgebend	herzlich
selbstsicher	hilfreich
sich überlegen fühlend	verständnisvoll
unabhängig	

Die Bedeutung dieser Studien wird vornehmlich darin gesehen, dass sie durch einen eleganten Kunstgriff erlauben, den Kuchen gleichsam zu essen und zu behalten: Auf der einen Seite wird die im Volksmund unausrottbar verwurzelte Unterscheidung »typisch weiblicher« von »typisch männlichen« Eigenschaften aufgegriffen und beibehalten, auf der anderen aber von der schicksalhaften Bindung an das biologische Geschlecht gelöst. Wenn eine Person von Genetik und Anatomie her eine Frau ist, braucht sie deshalb noch längst nicht auch psychologisch feminin zu sein; ihr steht das ganze allgemeinemenschliche Wertspektrum offen. Wieso jene Merkmale aber überhaupt noch als »feminin« und »maskulin« apostrophiert werden, wieso man nicht wirklich konsequent nur noch etwa von »Instrumentalität« und »Expressivität« spricht, entzieht sich dann leicht der weiteren Reflexion.

1.4 Die Studie von Maccoby und Jacklin

Wie steht es nun aber wirklich mit der Verteilung »femininer« und »maskuliner« Eigenschaften auf die beiden Personengruppen, die wir im vorwissenschaftlichen Sprachgebrauch als »Mädchen« und »Jungen«, als »Frauen« und Männer« zu unterscheiden pflegen? Werden die in den Stereotypen zum Ausdruck gebrachten Differenzen wirklich nur herbeigeredet, so dass ihre terminologische Abkoppelung vom biologischen Geschlecht oder – wie im Falle der oben erwähnten Studentin –

die strikte Weigerung, sie überhaupt beim Namen zu nennen, schon ausreichen könnte, um sie aus der Welt zu schaffen? Sind sie einfach nichts anderes als Vorurteile, die es endlich auszuräumen gilt?

Viele sind noch heute davon überzeugt, dass das in der Tat so ist. Die Annahme, dass die Geschlechter sich in Wirklichkeit überhaupt nicht unterscheiden, wird so selbstverständlich für zutreffend gehalten, dass man es gar nicht für notwendig hält, ihre Richtigkeit nachzuweisen. Sie wird vielmehr als das behandelt, was die Statistiker eine *Nullhypothese* nennen (s. Kasten).

Nullhypothesen

Wenn man dreimal hintereinander eine Sechse würfelt, muss das nicht heißen, dass der Würfel präpariert ist. Wenn also ein Forscher glaubt, irgendeinen interessanten, dem bisher verbindlichen Wissensstand widersprechenden Zusammenhang entdeckt zu haben, so muss er zunächst statistisch prüfen, ob der beobachtete Effekt nicht auch rein zufällig hätte zustande kommen können. Er muss, wie man es ausdrückt, eine *Arbeitshypothese* (»Der Würfel ist präpariert«) gegen die *Nullhypothese* (»Der Würfel ist normal«) prüfen. Das Verfahren ist asymmetrisch: Die Arbeitshypothese muss man *sichern*, die Nullhypothese *widerlegen*. Die Arbeitshypothese trägt also die Beweislast.

Das bedeutet: Wenn jemand behauptet, Unterschiede im Verhalten und Erleben von Frauen und Männern existierten nur im Volksglauben oder gar in der Fantasie von Ideologen und Chauvinisten, während in Wirklichkeit doch alle Menschen gleich angelegt seien, dann darf er dies solange tun, bis irgendwer ihn unausweichlich widerlegt, während die These, Frauen seien anders als Männer, und dies womöglich auch noch von Natur aus, die volle Beweislast zu tragen hat. Offenbar wird es als »sparsamer« empfunden, Geschlechtsunterschiede zu leugnen, als sie zu akzeptieren. Die Berechtigung zu dieser asymmetrischen Betrachtungsweise wird freilich so gut wie nie reflektiert.

Eleanor Maccoby und Carolin Jacklin von der Stanford University, die immer noch zu den prominentesten Gewährsleuten in der Frage der Geschlechtsunterschiede zählen, gingen in ihrem Buch »The psychology of sex differences« ebenfalls von der gerade formulierten Nullhypothese aus und prüften nach, ob die empirische Befundlage an irgendwelchen Stellen dazu nötigen würde, sie zu verwerfen. Sie kamen dabei zu dem Schluss, dass »viele populäre Überzeugungen über die psychologische Eigenart der beiden Geschlechter erwiesenermaßen eine geringe oder überhaupt keine Grundlage haben. Die Ursache, warum solche Mythen dennoch aufrechterhalten werden, liegt darin, dass Stereotype eine so machtvolle Wirkung haben« (Maccoby & Jacklin, 1974, S. 355, Übersetzung von D. B.-K.).

Die beiden Autorinnen haben etwa 1.600 empirische Arbeiten aus allen erdenklichen Gebieten der Psychologie daraufhin analysiert, ob männliche und weibliche Versuchspersonen dabei irgendwie abweichende Resultate erzielt hatten. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass Unterschiede in lediglich vier Bereichen angenommen werden müssten. Drei davon betreffen den kognitiven Stil: